



Dr. Joh. Nikol. Heinr. Lichtenstein.

Ein Lebensbild als Gedächtnißrede

von

Dr. Carl Burdy.

Sonderabdruck aus den „Arbeiten“ d. L. G. f. L. u. S. VI.

ESTICA

A 2094

7 2810.

## Dr. Johann Nikolaus Heinrich Lichtenstein.

Lichtenstein! — Welcher Name hat einen bessern Klang in diesen Räumen der Wissenschaft und Kunst geweiht; in dieser Stadt, wo das Gedächtniß jedes Gerechten stets im Segen bleibt; in diesem Lande, wo schon so mancher Fremdling sein zweites Vaterland gefunden! Ich nenne diesen Namen, und wer ihn hört, dem wird's im Herzen lieb und warm, und solche Wärme verbürgt mir nicht nur die Theilnahme meiner verehrten Zuhörer, sondern auch deren Nachsicht, wenn ich es wage in leichten und dürftigen Zügen ein Lebens- und Charakterbild zu entwerfen von dem Manne, den wir Alle hoch geachtet und geliebt haben, den wir in treuem Andenken stets hoch achten und lieben werden. Ein Leben so dunkel in seinem äußern Prunk und so lichthell in seinem innern Glanz, so einfach in seinen äußern Ergebnissen und so mannigfaltig in seinen innern Entwicklungen, so beschränkt in seiner äußern Gestaltung und so reich in seiner innern Haltung, solch ein Leben in seinem Doppelwesen treu und richtig abzuschatten ist eine Aufgabe, zu deren Lösung ich mich kaum hingewagt hätte, wenn in mir bloß das prüfende und ordnende Urtheil des Biographen, und nicht mehr noch die glühende Begeisterung des Freundes wirkte und waltete. Mit dieser Begeisterung finde ich Anklang in den Herzen aller Derer, die den Gefeierten kannten und erkannten; und es kannten ihn so Viele, und wer ihn kannte, der erkannte ihn auch alsbald, denn die Liebe zu ihm öffnete jedem, der ihm nahe, den Weg und das Thor zu seinem Verständniß. So mag denn, was ich hier biete, lückenhaft sein, ergänzen kann's ja jeder aus dem Schatze eigener Erfahrung und eignen Urtheils, da diesen Schatz zu heben so Viele berufen waren, gleichviel ob arm oder reich, hoch oder niedrig, alt oder jung, Mann oder Weib.

Sie standen ihm Alle nahe, so nahe daß sie ihn erkennen konnten, sei's als Mensch, als Arzt oder Gelehrter. Erkennen konnte man ihn in keinerlei Richtung, denn er wollte nie anders erscheinen als er wirklich war; sein ganzes inneres Wesen lag ihm auf der Hand und auf der Zunge, und was er dachte, und was er besaß, das sprach er aus, das gab er hin. So haben wir's denn Alle empfangen, und wissen wohl was wir Gutes und Schönes dran hatten.

Einen historischen Leitfaden für die Geschichtserzählung seines Lebens hat uns Lichtenstein leider! nicht hinterlassen. Die einzige Quelle, aus der ich die Materialien zu meinem Vortrag schöpfen konnte, ist der jahrzehndlange Umgang mit ihm, dem väterlichen Freunde meiner Jugend, dem brüderlichen Genossen meines Berufslebens. Unter seinen Papieren fand sich zwar nach seinem Tode ein handdickes, queroktav gebundenes Buch, dessen erste Seite einige Ausbeute für den Biographen versprach. Denn es steht daselbst eigenhändig geschrieben: „Schon lange habe ich beschloffen meinen Nachkommen „eine kurze Selbstbiographie und eine Schilderung meiner Lebensansichten zu „liefern.“ Aber er hat diesen Beschluß nicht zur Ausführung gebracht, und hat nur einige aphoristische Bemerkungen dem Papier anvertraut. Das Buch sollte, der Anlage nach zu urtheilen, ein Lebens- und Meinungs-Gedenkbuch sein, ein Vita-Buch, wie es Jean Paul nennt. Aus seiner frühesten Kindheit macht er das einfache, rührende Bekenntniß: „Meine erste Jugendbildung als „Kind verdanke ich meiner lieben Mutter, und noch jetzt erinnere ich mich mit „Freuden der Abende, wo die Mutter mir das-Lied: „„Der Mond ist auf- „gegangen““ vorsang und erklärte.“ Aber schon auf dem nächstfolgenden Blatte endet der Selbstbiograph seine viel versprechende Erzählung mit den Worten: „Die Rüstigkeit meiner Kinder läßt mich hoffen in Nachkommen fortzuleben, „die tüchtiger und lebensfroher sein werden als ich; denn obgleich mich die „Göttliche Vorsehung über mein Verdienst begünstigt hat, so läßt doch die Un- „zufriedenheit mit mir selbst nie einen wahren Trostinn aufkommen.“ — Die Aufgabe und Anlage zu den Bekenntnissen einer schönen Seele waren gemacht, aber sie sind nur in fragmentarischer Skizze auf uns gekommen als Andeutung dessen, was uns vorenthalten worden ist.

Johann Nikolaus Heinrich Lichtenstein ist geboren zu Hamburg am 4ten März n. St. 1787. Sein im Jahre 1816 verstorbener Vater war zur Zeit seiner Geburt Rektor in Hamburg, und wurde später Professor der Theologie in Helmstädt und Abt zu Michaelstein. Dieser Hamburger Rektor Anton August Lichtenstein war derselbe, den Professor Zimmermann in der Vorrede zu der Uebersetzung von William Smellie's Philosophie der Natur-

geschichte seinen würdigen Freund nennt, „der die Naturgeschichte lange philosophisch und philologisch studirt hat.“ Der ältere Bruder **unsers** Lichtenstein ist der noch lebende **Professor Lichtenstein** in Berlin, der sich früh schon einen berühmten Namen erwarb durch seine naturgeschichtlichen Reisen und Forschungen in Afrika, und seit dem unter den Naturforschern der Neuzeit als ein Stern erster Größe glänzt. So erkennen wir denn schon in dem verwandtschaftlichen Familienverhältniß die Keime der spätern Entwicklung. Mit dem gelehrten Abt und Professor lief der Knabe **Hans Lichtenstein** durch Fluren und Wälder und sammelte Kräuter und Käfer; und als Jüngling begeisterte er sich an den Berichten und Erzählungen des aus dem Hottentottenlande heimgekehrten Bruders. Seinen ersten Schulunterricht genoß er im Johanneum, der berühmten Erziehungsanstalt Hamburgs, von wo er, als sein Vater nach Helmstädt zog, in das dasige Pädagogium kam. Später im Jahre 1805 ging er nach Braunschweig, um sich auf das Studium der Jurisprudenz vorzubereiten. Doch auf dem dasigen Carolinum ward er durch seine Lehrer **Zellwig** und **Knoch** für die Naturwissenschaften begeistert, und es fesselte ihn noch insbesondere die Anatomie, die er nebenbei in der medico-chirurgischen Schule bearbeitete. So wandte er sich zum Studium der Medicin, und ging im Jahre 1806 zurück nach Helmstädt. Wenn er hier in den Hörsälen des feinsinnigen Naturforschers **Müller**, des scharfsinnigen Chemikers **Crell**, des hochsinnigen Arztes **Kemer** und des doppelstinnigen Polyhistor **Veireis** Nahrung fand für seinen strebsamen Geist, so bot ihm das Haus seines vielseitig gebildeten Vaters die auserwähltesten Leckerbissen der Gelehrsamkeit dar in dem täglichen Umgange mit den Stimmführern der Hochschule in Literatur und Kunst. So erinnerte er sich stets mit anerkennendem Vergnügen der belehrenden Controverse seines Vaters mit dem als Kirchenhistoriker berühmt gewordenen Abt **Senke**. Er gedachte überhaupt gern und oft seines Vaters als Typus und Vorbild eines wahren Gelehrten, der im Besitze eines großen Schazes von erlerntem Wissen sich unbeschränkte Freiheit des Gedankens und feinsinnige Empfänglichkeit des Gefühls bewahrt hatte. Beides war als schönes Erbe auf ihn gekommen, und stellte sich an die Spitze der verschiedenen Richtungen seiner Geistesentwicklung; und wenn wir ihn später in unsern Kreisen als liebenswürdigen, die Unterhaltung leitenden und belebenden Gesellschafter kennen lernten, so war's auch hier das väterliche Erbtheil, das im bunten Farbenglanze des Wises und der Laune zu uns herüberleuchtete. Es war ihm angeerbt und angeboren, und war ein integrirender Bestandtheil seines Wesens, nicht erlernt und nicht erkünstelt, und nur zuweilen als kunstfertige Folie mit

Abſicht einer hypochondriſchen Gemüthſtimmung untergelegt. Denn ſolche Berſtimmung erfaßte ſchon den lebenskräftigen Jüngling in mancher Stunde jener ſchönen Zeit, wo die Gegenwart noch als bunter Schmetterling im Morgenthau glänzt, und die Zukunft als immergrünes Paradiesgärtlein im Blüthenschnuck lacht. Schon während ſeiner Studienjahre auf der Univerſität trübte der Dämon der Hypochondrie oft den klaren Himmel ſeines Gemüths. Er war und that ſich ſelber nicht genug, weil er die Anſprüche, die er an ſich machte, nicht nach dem Maaß ſeiner Kräfte abwog. Mit ſolchen hoch geſteigerten Anſprüchen an ſich ſelber betrat er die praktiſche Laufbahn des Arztes, nachdem er auf dem Katheder zur Erlangung der Doctorwürde ſeine Inauguraldiſſertation „über die Wirkſamkeit des Spinnwebes zur Heilung des Wechſelfiebers und anderer Krankheiten“ vertheidigt hatte. Seine Zwillingsſchwester, die er über Alles liebte, war zu derſelben Zeit an Paſtor Bernewitz in Neuenburg verheirathet, und mit dem glücklichen Gatten nach Kurland gezogen. Ihr folgte er hieher in glühender Bruderliebe zu ihr und in drängender Sehnsucht nach einem Wirkungskreiſe ſeiner Thatkraft. Er wurde Landarzt auf den Gütern des Herrn von der Recke zu Neuenburg, wo er von 1809 bis 1814 fünf ſegensreiche Jahre verlebte, ſegensreich für Alle, die ſeine ärztliche Hülfe in Anſpruch nahmen, und Segen verkündend und vorbereitend für ihn ſelbſt, denn in dieſer Zeit ſtreute das Schickſal die Saat zu ſeinem dereinſtigen häuslichen Glück, das ihm bis zu ſeiner letzten Lebensſtunde ſo überſchwenglich und ungeſtört zu Theil ward. Die Begründung ſeines Rufes als glücklicher und beliebter Arzt fällt zuſammen mit der Zeit ſeines Eintritts in ſeinen neuen Wirkungskreis, wo ſeine Thätigkeit zum großen Theil von den Bauern dieſes meilenweit ausgedehnten Kreiſes in Anſpruch genommen ward.

Es ſei mir vergöunt, hier einer Kataſtrophe zu gedenken, die meiner eignen Lebensrichtung ihren Weg und ihr Ziel vorzeichnete und beſtimmte, und deren ich nur in ſofern erwähne, als ſie unſers Lichtenſteins Standpunkt im Wirken und Walten für ſeinen landärztlichen Beruf in ein ſchönes Licht ſtellt. Denn der Meiſter, der den Jünger durch und durch für ſein Thun und Schaffen zu begeistern vermag, der iſt gewiß ein würdiger und tüchtiger Meiſter. Ich hatte mir nämlich ſchon in früher Kindheit mit knabenhaftem Sinn meinen dereinſtigen Beruf gewählt, und wollte Arzt werden. Mein Vater, der keinem ſeiner Söhne dieſe eigne Wahl ſtreitig machte, ſah es gleichwohl nicht gern, daß meine unverhohlene Neigung gerade ſolche Richtung genommen hatte. Er hielt mich für zu ſchwächlich in meiner Körperkonſtitution, um die nach ſeiner Meinung mit dem ärztlichen Berufswirken unzertrennlich verbundenen Mühen und

Beschwerden ohne Einbuße meiner Gesundheit ertragen zu können. Und wie man dem Kinde gestattet, den Finger in die Flamme zu stecken, damit es sich verbrenne und künftig das Feuer meide, so übergab mich mein Vater unserm **Lichtenstein**, damit ich ihm bei seinen kranken Letten Dolmetscher und bei den mancherlei beschwerlichen Arbeiten des Landarztes Gehülfe sein möge. Er schickte mich gleichsam bei ihm in die Lehre, in der Hoffnung, das Noviciat möchte mich meinem Knabengelübde untreu werden lassen. Aber es wirkte in mir gerade das Gegentheil. Die aufopfernde, unberechnete und wahrhaft humane Berufstreue **Lichtensteins** begeisterte den achtzehnjährigen Jüngling so sehr, daß an ein Abändern des gemachten Studienplanes nicht mehr zu denken war. Es schien fast als käme es mir jetzt weniger darauf an Medicin zu studiren, als vielmehr ein Mann zu werden wie **Lichtenstein**. Meine Liebe zur Naturwissenschaft loderte an seiner Begeisterung dafür zur hellen Flamme auf, und was ihm Erholung war von der Ermüdung des Berufes, das erschien mir als dessen wesentlicher Bestandtheil; denn denselben Ernst und Eifer, womit mein väterlicher Freund bei Frost und Schneegeflöber, bei Tag und bei Nacht mit mir gemeinschaftlich die kranken Bauern besuchte, denselben Ernst und Eifer offenbarte er auch, wenn er, wie einst in seinen Jünglingsjahren mit seinem Vater, so jetzt mit mir Käser aufspießte und Pflanzen sammelte, und beim Bereiten der Arzneien den chemischen Proceß beobachtete und mir erklärte. So verlebte ich einen Winter und einen Sommer bei ihm in Neuenburg, und wie er damals dem dankbar begeisterten Schüler verleuchtete in seinem hohen Werthe als Mensch und als Arzt und Gelehrter, so habe ich ihn später immer mehr und mehr erkannt, als die Begeisterung des Jünglings sich zur Freundschaft des Mannes verklärte. Er vermochte es überhaupt mehr denn einer, die Herzen aller derer, die zu ihm in irgend einer nähern Beziehung standen, zu gewinnen und zu erwärmen, und er war erst eben heimisch geworden in seinem neuen Lebenskreise, als ihn auch jeder Einzelne schon unsern alten **Lichtenstein** nannte. Es liegt eine sinnige Naivetät in dieser ächt kurischen Ausdrucksweise, die wohl nie durch bloßen Zufall bei Einem und dem Andern in Anwendung kommt, sondern als ein moralisches Signalement betrachtet werden muß, das von der allgemeinen Meinung bestimmt und vergeben wird. Mit den Worten „unser alte **Lichtenstein**“ sprach jeder im Gefühl eines gewissen Stolzes seinen natürlichen Antheil an ihm, sein vermeintliches Recht auf ihn aus. Jeder hielt sich für berechtigt, ihn den Seinigen zu nennen, ohne gerade für sich allein dies Recht zu beanspruchen. Es war vielmehr eine Art von Bindemittel für anderweitig getrennte Kreise und Menschen, wenn er hier und dort die Anerkennung

fand, die der Einzelne ihm mit Geist und Herzen zollte. So war denn seine Stellung in Neuenburg eine höchst angenehme und freundliche. Mit rüstiger Jugendkraft ertrug er leicht und freudig die Beschwerden und Mühen seines Berufes. Den Zauber der alten kurischen Gastfreundschaft lernte er von der liebenswürdigsten, erquicklichsten Seite her kennen und genießen. Im Familienkreise seines biederstinnigen Hausherrn war er ein unentbehrliches Glied zur Kette des freundlich geselligen Familienlebens. Die lettische Landgemeinde, der er vorzüglich seine ärztliche Thätigkeit widmete, und deren Sprache er bald verstehen und sprechen gelernt hatte, verehrte und liebte ihn mit unbegrenztem Vertrauen zu seiner Kunst und seiner Humanität. „*Muhs wezzais Lichtensteins*“ das war die Parole, wenn in der Neuenburgschen Gegend irgendwo ein armer kranker Bauer Hilfe und Trost vom Arzte bedurfte. Man gab ihm Kunde davon, sei's bei Tag oder bei Nacht, und er kam und half und tröstete. Bei den Männern der Wissenschaft, die in seiner Nachbarschaft wohnten, fand er Nahrung für seinen vielseitig gebildeten Geist, und ein offenes Ohr für die Offenbarungen seines geselligen Talents. Ich nenne hier unter Mehrern nur die Namen: **Bernewiz, Wilpert, Watson, Becker** in Kandau, v. **Seyking** in Dyeln und **Richter** in Doblen. Nur die beiden Ersten haben ihn überlebt, und fühlen jetzt mit uns die Leere im Herzen, die nimmer ausbleibt, wenn ein solcher Freund auf immer von uns scheidet. Die Nähe seines Schwagers **Bernewiz** umfränzte seinen Lebensweg ganz vorzüglich mit Blumen der reinsten Freude und des freundlichsten Genusses. Im Neuenburgschen Pastorate blühte das häusliche Glück seiner geliebten Zwillingsschwester in idyllisch schöner Lieblichkeit. Dahin wanderte er fast täglich, wenn seine Berufsgeschäfte es ihm nur irgend erlaubten, und genoß im liebenden Geschwisterkreise den Abglanz des Heimatlebens, dem er sich entrisen hatte, und nach dem er sich anfänglich oft zurück sehnte. Diese Sehnsucht aber erlosch immer mehr und mehr, je fester ihn die Bande der Freundschaft und des Wohlbehagens an die Erdscholle fesselten, die ihm das Schicksal zur zweiten Heimat bestimmt hatte. Er wurde heimisch in **Kurland**, wurde es vorzüglich dadurch, daß ihm hier ein weibliches Wesen begegnete, dem sein Herz in Pulsen der heißesten Jugendliebe entgegen schlug. Suchte er gleich diese Liebe fast sich selber zu verhehlen, so übte sie dennoch die Macht über ihn, der noch kaum ein Erdensohn Widerstand geleistet hat, er mochte sich abmühen und kämpfen so viel er wollte. So erfuhr's denn auch unser **Lichtenstein**. Seine Kämpfe waren fruchtlos, wenn gleich ihm das Schicksal mit rauher Hand zu Hülfe kam. Denn es raubte ihm die geliebte Schwester durch den Tod, und breitete über die ihm lieb gewordenen

Fluren seiner freundlichen Stätte den Trauerflor eines tiefen Seelenschmerzes. Entfugung und Tod verdüsterten und verleideten ihm jetzt seinen ländlichen Himmel, und trieben an seinem Horizonte Sturmwolken der Unruhe und des bodenlosen Wankens und Schwankens herauf. Er mußte den Ort verlassen, wo er die zwei Kleinode seines Herzens verloren hatte, die Schwester im kühlen Grabe, und die Geliebte auf der starren Höhe konventioneller Lebens- und Familienverhältnisse. Wie tief und unheilbar die Wunde war, die er durch der Schwester Tod empfangen, das spricht er selbst aus in einigen elegischen Strophen, die er in viel späterer Zeit an ihrem Grabhügel gedichtet hat. Hier mögen die beiden letzten dieser Strophen Platz finden als Zeugen von dem Sommergrün seiner Gefühle.

So wend' ich meine Schritte  
Dem alten Grabe zu.  
Dort in der Todten Mitte  
Will ich mit leiser Bitte  
Erslehn mir Seelenruh.

Drum laß allein mich gehen,  
Allein mit meinem Schmerz.  
Du kannst mich nicht verstehen,  
Wenn nicht in gleichen Wehen  
Gehlutet einst dein Herz.

Er ging im Jahre 1814 zurück nach Deutschland, verweilte einige Zeit in Berlin bei seinem Bruder, der unterdessen Professor der Naturgeschichte bei der neu gegründeten Universität geworden war, besuchte seine Eltern und Verwandte in Helmstädt und Braunschweig, zog über den Rhein nach Montpellier zu seinem jüngern Bruder, dem Chef eines bedeutenden Handlungshauses, und machte Reisen ins südliche Frankreich hinein. Aber all das Reisen und Wandern gab ihm die verlorene Ruhe nicht wieder. Da beschloß er sie im Kriegsgetümmel zu suchen, und trat als Freiwilliger ein in den Militairdienst bei dem Herzog von Angoulême, mit dessen Armeekorps er den Feldzug im Frühjahr 1815 mitmachte. Von diesem Feldzuge wußte er viel artige Anekdotchen zu erzählen, wie solche ihm denn überhaupt bei jeder Gelegenheit in unerschöpflicher Fülle und unverwecklicher Frische des Humors in der Unterhaltung zu Gebote standen. Als Gefangener wurde er mit mehreren seiner Kriegskameraden an einem Spätabend desselben Herbstes 1815 in Berlin eingeführt und in das Gefängniß der Hausvogtei eingesperrt, bis ihn sein Bruder am andern Tage aus der Noth solcher unsaubern



Gesellschaft befreite. Hier, an der Seite des von ihm mit ungeheurer Anerkennung geliebten und hochgeachteten Bruders, fand ich meinen väterlichen Freund wieder, als ich im September 1815 zur Fortsetzung meiner in Dorpat unvollendet gebliebenen medicinischen Studien nach Berlin kam. Er lebte hier ein scheinbar höchst befriedigendes Leben. Der Professor Lichtenstein stand mit allen Celebritäten der Wissenschaft und Kunst in naher und nächster Beziehung, und sein Haus war ein Versammlungsort aller bedeutenden Männer des nordischen Athens. Unser Lichtenstein lernte sie Alle genauer kennen, so wie sie in ihm bald den genialen Menschen erkannten, den sie als solchen lieb gewannen und suchten. Sein Umgang war auf nichts weniger als auf die Leute vom Fach beschränkt. Zelter und Lauska, die Gebrüder Gropius und der Opernsänger Gern fesselten ihn eben so sehr als der alte Zufeland und der Anatom Rudolphi. Vor Allem aber schwelgte er auf dem Gebiete der Naturkunde in der Benützung der Schätze, die das königl. zoologische Museum besaß, dessen Direktor sein Bruder war. Da weilte er ganze Tage lang, mit scharfen Sinnen und richtigem Urtheil die bunten Mannigfaltigkeiten zu einheitlichem Systeme ordnend. Sich selber kaum Rechenschaft gebend, und fast unbewußt, bildete er sich zum künftigen Gründer unsers vaterländischen Provinzialmuseums. Er lernte bei dem kunstfertigen Kammelsberg Thierbälge austopfen und aufstellen, und hat uns Zeugniß genug abgelegt, welch ein gelehriger Schüler er geworden war. Wer ihn da so leben und weben sah in seinem Element, der konnte nicht anders glauben, als das Schicksal habe ihn hieher versetzt, daß er seine ihm gewordene Bestimmung erfüllen könne. Auch dachte sein Bruder ernstlich daran, ihn für sein Museum zu gewinnen, und ihn als Konservator mit einem bestimmten Gehalte anstellen zu lassen. Ihm wäre damit für's Erste seine Existenz gesichert gewesen, und seine wissenschaftliche Neigung wäre ganz und gar befriedigt worden. Aber sein Herz, sein liebes erfülltes Herz zog ihn anderwärts hin. Er selbst berichtet darüber in jenem Buche, dessen wir oben erwähnten, im einfachen Chronikstyl: „Ich ging nach „Kurland zurück, wohin mich die auf innige Achtung gegründete Liebe zu Laura „von Seyking zog.“ Diesem Zuge seines Herzens verdanken wir es, daß er unser ward. Er suchte wieder sein liebes Neuenburg auf und trat wieder in seinen frühern Wirkungskreis, den er aber schon im Anfange des Jahres 1816 verließ, um sich hier in Mitau als frei practicirender Arzt nieder zu lassen, und durch Feststellung eines sichern Auskommens einen eignen Hausstand zu gründen. Sein Ruf war ihm vom Lande in die Stadt voraus geeilt, und er war bald einer der beliebtesten und gesuchtesten Ärzte Mitau's, wofür die allgemeine

Trauer jetzt, da wir ihn nicht mehr haben, Zeugniß giebt. Was er lange in heißer Liebe als stillen Wunsch im Herzen getragen hatte ward nun Erfüllung. Er führte seine Laura als Gattin heim, und schrieb in sein Tagebuch das Bekenntniß nieder: „Die Verbindung mit meiner Frau sehe ich als das glücklichste „Ereigniß meines Lebens an.“ In dem Sonnenschein dieses Glückes trieb nun der edle Stamm seines innersten Wesens die schönsten Blüten der Werkthätigkeit in reicher Fülle hervor; und um diese Fülle in bestimmter Gliederung genauer beobachten und erfassen zu können, müssen wir das, was Eins in ihm war, in seiner dreifachen Offenbarungsrichtung sondern, und auf analytischem Wege die Synthesis seines Charakters darstellen. Was war Lichtenstein als Mensch, was war er als Arzt, und was als Mann der Wissenschaft?

Als bezeichnendes Motto stelle ich einige Zeilen seiner handschriftlichen biographischen Bruchstücke an die Spitze meiner Betrachtung. „Mein erster „Lehrer, sagt er, der einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth machte, hieß „Rasper. Seine Erklärung der biblischen Worte: was werden wir essen, „was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden u. s. w., ist mir in „meinem ganzen Leben in frischer Erinnerung geblieben, und das: trachtet am „ersten nach dem Reiche Gottes, soll meine Richtschnur sein bis an mein Ende; „und wenn wahre Humanität in mir ist, so glaube ich dies seiner Erklärung „der Worte: homo sum et nil humani a me alienum esse puto zu verdanken, durch deren Interpretation er uns Knaben das Wesen der ächten „Humanität deutlich zu machen wußte.“ Und es war unserm Lichtenstein deutlich geworden, denn es war das Triebrad und der Leitstern seines Handelns und Wandelns. Humanität im weitesten Sinne des Wortes erfüllte sein Herz und seine Seele, und er mochte dieser Botin des Himmels selbst in ihrem fremdwortigen Namen auch kein Jota nehmen lassen, so wie er dem germanisirenden Purismus gegenüber der Pietät ihr sprachliches Bürgerrecht zuerkannte. Er verstand unter diesem letztern Wort „dankbare, dienstbeflissene „Anerkennung des Ewigen, Unvergänglichen und Erhabenen in denen, welchen „wir unser Dasein und Lebensglück verdanken.“ So sprach er selbst es aus an dieser Stätte, als er in einem gemüthlichen Nachruf das Andenken des ihm so eng verbündeten Freundes Recke feierte. Wie er von der Pietät sagte, die auch ihm nicht fremd war, so sage ich von der Humanität: Verstehst man unter diesem Wort die Anerkennung des Schöpfers im Geschöpf, des Göttlichen im Menschen, des universell Idealen im konkreten Individuum; ferner: die Achtung für die Rechte und Pflichten Aller gegen Alle, und Heilighaltung der darauf gegründeten Ansprüche jedes Einzelnen, „so kann es schwerlich

„viel Menschen geben, auf die es mehr paßte als auf unsern Berewigten.“ \*)  
 Treffend bezeichnet er seine Humanitätsgesinnung in seinem Vita-Buch mit folgenden Worten: „Der Umstand, daß ich in Hamburg geboren wurde, und „daß meine Kinderjahre in den Anfang der französischen Revolution fallen, „hat mir eine solche Richtung gegeben, daß ich mich trotz der Einsicht in „meine eigne Unbedeutendheit nicht aufrichtig vor Bedeutendern beuge, am „wenigsten vor denen, die sich selbst für bedeutend erachten, und daß mir „die Menschen die widerlichstn und verhaßtesten sind, die sich für besser „oder gar für frömmere halten als ihre Mitmenschen; daher erscheint mir „Verachtung fremder Glaubensgenossen als das Unchristlichste, was sich bei „einem Menschen finden kann.“ Erkennen wir in diesen einfachen Worten nicht die Richtschnur und die Grundsätze, die uns in seinem Handeln durchweg offenbar geworden sind? Wenn die hiesige jüdische Gemeinde im Jahre 1830, als er lebensgefährlich krank darnieder lag, eine allgemeine kirchliche Feier veranstaltete im glaubenstreuen Gebet für seine Genesung; wenn unsre lettischen Prediger immer und immer im dankenden Auftrage ihrer Gemeindeglieder Fürbitten für ihn an heiliger Stätte verrichteten; wenn sein Haus tagtäglich Morgens umlagert war von den kranken Armen der Stadt und des Landes; war das nicht Zeugniß dafür, daß jene Humanität in ihm lebendig geworden, ja daß sie seines Wesens innerster Lebenskeim war? Aus solchem Keime entsproßte auch die segensreiche Blüthe der Uneigennützigkeit. Um des klingenden Lohnes willen hat Lichtenstein nie seine Tage geopfert und seine Nächte durchwacht. Ja, er widmete dem Armen oft mehr Zeit und Mühe als dem Reichen, und ich hörte einmal einen seiner Klienten in gutmüthigem Scherz sagen: um seiner größern ärztlichen Aufmerksamkeit versichert zu seyn, müsse man ihm kein Honorar zahlen. Welch ein schmeichelhaftes und rührendes Bon-mot! Er selbst schmeichelte und ehrte sich bei weitem nicht so sehr mit seinen witzigen Scherzworten; vielmehr machte er sich selber oft zur Zielscheibe seines neckenden Humors. Trafen die Pfeile seiner satirischen Laune einen Andern, so konnte es leicht den Anschein haben, als verleugne er jene eben gerühmte Humanität. Er verschonte damit nicht Freund noch Feind. Aber es galt eigentlich weder dem Einen noch dem Andern, sondern die namentlich bezeichnete Persönlichkeit war immer nur der Rahmen, in den er sein Bild hineinzeichnete, oft nur der Nagel, an den er es hing. Nicht etwa um interessant und unterhaltend zu erscheinen, sondern nur um sich selbst seine launigen Ein-

\*) Sendungen der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst. 3. Band. S. 128.

fälle zu geschichtlichen Manifestationen seines geistigen Bildungstriebes zu gestalten, gab er seiner wohl ausgestatteten Puppe einen bestimmten Namen und Rahmen. Er spielte damit wie das Kind mit seiner Puppe, indem es ihr mittelst bunter Glittern und Lumpen nach dem augenblicklichen Bedürfnisse der Phantasie irgend eine Rolle zutheilt. Von Wirklichkeit und Wahrheit kann hier die Rede nicht sein; aber wer das eigentliche Lüge nennen wollte, der hätte es auch nicht richtig getroffen und bezeichnet. Es war rhetorisch-poetische Ausschmückung irgend eines einfachen, alltäglichen Ergebnisses, dramatische Zurschaufstellung irgend eines Charakterbildes, mikroskopische und teleskopische Beäugelung irgend eines an sich winzigen oder fernen Gegenstandes. In dem bunt geschliffenen Zauberspiegel seines Humors ließ er das Alltagsleben mit seinen Nermlichkeiten und Erbärmlichkeiten vor des Zuschauers Auge erscheinen, und ergötzte sich selbst an den fragenhaften Verzerrungen der einförmigen Wirklichkeit. Diese Verzerrungen waren oft ins Riesenhafte gesteigert, aber sie wurden nie widerlich und unangenehm. Selbst wer sein eignes Konterfei daraus herausgucken sah, fühlte keinen Gallenstich in den Augen und keine Blutwallerung im Herzen. Es war mit all dem ungesuchten Aufwand von Witz und Laune nicht böse gemeint. Tief unter den farbe- und funkenprühenden Wellen dieses Witzes und dieser Laune ruhte der krystallhelle Grund einer unerschöpflichen Herzensgüte und eines reinen, weichen Gemüthes. Da war der Thron jener unwandelbaren Humanität erbaut, die ihn ganz und gar beherrschte, und die ihn zum Liebling aller Lebenskreise erhob. Wer war wie er gesucht und fest gehalten in der Gesellschaft? Ein Abend mit unserm Lichtenstein verlebte erheiterte und verkürzte dem Geschäftsmann wie dem fruges consumere natus die Stunden des kommenden Werktages durch angenehme Erinnerung an das geistige Gastmahl, bei dem er die würzigen Leckerbissen kredenzte. Er war aber nicht bloß ein angenehmer, er war auch ein befehrender und anregender Gesellschafter, und ließ als solcher in sich den Mann der Wissenschaft erkennen und schätzen. Doch auch auf diesem ernst abstrakten Felde überstrahlte ihn die Sonne der Humanität, und er richtete auch im Minerventempel den Altar der Freundschaft auf. Wie hoch er diese in ihrem Werthe fürs Erdenleben erkannte, sprach sich deutlich genug aus, wenn er im traulichen Gespräche der Männer gedachte, die er einst seine Freunde genannt, und die nun nicht mehr mit ihm unter den Lebenden wandelten. Hier offenbarte er jene Pietät, die er jüngst an seinem vorangegangenen Genossen Recke rühnte. Er war diesen Männern, als seinen wahren Freunden, nicht nur mit Liebe und Treue, sondern auch mit Dank ergehen, mit dem Danke, den der gute Mensch für empfangene Gaben

stets im Herzen bewahrt. Der Freund war ihm ein Wohlthäter, dem er für seine Freundschaft Dank schuldete, und weil er den Werth jener nach der Größe des Dankes abwog, so glaubte er stets über sein Verdienst empfangen zu haben. Wer ihn je erzählen hörte von seinem Leben und Genießen mit Groschke, Cruse, Watson, Bidder, Recke, Seyking, Ofel, Meerhold, Worms und vielen andern früher oder später heimgegangenen Freunden, der wird in der Erinnerung daran die Wahrheit meiner Schilderung erkennen. Und wer unter uns noch Lebenden ihm eng verbunden war durch das heilige Band der Freundschaft, der hat's an sich erfahren, welch Kleinod der besessen, dem Lichtenstein Freund war. Das haben in reichlichstem Maaße und in idealer Steigerung seine Gattin, seine Kinder und seine fernen Brüder erfahren. Er war ein Familienvater im Sinn und Geist der guten alten Zeit, Liebe sein Thron und Weisheit sein Zepter. Und das Schicksal hatte seine Herrschertreue ihm reich und schön gelohnt in seiner glücklichen Gattin, seinen des Vaters würdigen Kindern und seinen liebenden Brüdern. So sehen wir ihn als Bruder seiner Mitmenschen, als Freund seiner Freunde, als Gatte, als Vater, und als Bruder seines Geschwisters auf einer hohen Stufe moralischer Größe und Bildung stehen, und feiern sein Andenken durch den Hinblick auf diesen der Nach-eiferung würdigen Standpunkt, den wir übrigens auch nicht aus dem Auge verlieren dürfen, wenn wir ihn als Arzt und als Mann der Wissenschaft betrachten.

In seinem Vita-Buch giebt er selbst die Richtung an, die er bei seinem ärztlichen Studium und praktischen Wirken für die seinige erkannte. Er hebt unter seinen Universitätslehrern besonders den Professor Kemmer hervor, und sagt von ihm: „Kemmer behandelte mich mit so viel Liebe, daß mein Dank nicht „erlöschen kann, so lange etwas von meinem Wesen übrig ist. Die Worte: „ein Medicus muß haben ein Herz wie ein Löwe und ein Gemüth wie ein „Lamm, die er in seiner Einleitung zu den klinischen Vorlesungen erläuterte, „sind mir von ihm so tief eingeprägt, daß ich mich ihrer stets mit Erbannung „erinnere, und nie von dem Streben ablassen will, dem Ideal nachzustreben, „welches er uns hellstrahlend nicht bloß mit Worten vorstellte, sondern auch „durch seinen menschenfreundlichen Eifer und seine rücksichtslose Hingebung an „seine Kranken verfolgen lehrte.“ Und die Saat des Helmstädter Professors war auf guten Boden gefallen. Menschenfreundlicher Eifer und rücksichtslose Hingebung für seine Kranken, das waren die Säulen, auf denen er den Bau seines ärztlichen Wissens und Wirkens ruhen ließ. Seine Bildungsjahre fielen in die Zeit, die der krasse Brownianismus als eine Zeit des Irrthums gezeichnet hat. Der Professor Kemmer war nun zwar kein solcher krasser Brownianer,

sondern folgte mehr dem ausgleichenden Köschlaub, indem er noch mehr als dieser die qualitativen Verschiedenheiten der Lebensäußerungen, der Krankheitsursachen und der Heilmittel berücksichtigte, aber die Basis seiner Krankheitslehre war doch Brownianismus. Professor Veireis war ein erklärter Feind aller Neuerungen, also auch des Brownschen Systems, dabei aber ein glücklicherer Arzt als die Erregungstheoretiker. Dadurch ward Lichtensteins Vertrauen zu der damals herrschenden Theorie wankend, was noch befördert wurde durch seinen Oheim Rudolph Lichtenstein, einen Arzt, der bei einer sehr ausgebreiteten Praxis noch glücklicher war als Veireis, und zwar bei einer streng durchgeführten expectativen Methode. „Unter solchen Umständen, sagt er, gelangte ich weder zu einem gründlichen medicinischen Wissen, noch zu einem festen medicinischen Glauben. Als ich daher meine medicinische Praxis anfang, war ich ohne alle Sicherheit und Festigkeit. Schon in Helmstädt hatte ich Gelegenheit zu beobachten, daß der Verlauf akuter Krankheiten oft günstiger war, wenn sich gar kein Arzt einmischte, als unter der Behandlung der anerkannt geschicktesten Aerzte. In Kurland beobachtete ich später zu meinem Staunen die Selbstheilung des Groups. Dies führte mich einerseits zu großem Mißtrauen in meine Einsicht, andererseits aber zu großem Vertrauen zu den Heilkräften der Natur.“ — In diesen wenigen, eigenhändig niedergeschriebenen Worten ist Lichtensteins ganzes Glaubensbekenntniß in Bezug auf das praktische Wirken des Arztes enthalten. Er war nicht nur in Worten, wie der effektisch schwankende Zufelaud, sondern in der selbsteignen That minister und nicht magister naturae, nicht der Natur gewappneter Herr und Meister, sondern ihr bescheiden folgsamer Diener und Jünger. Von dem selbsteignen Walten der Natur erwartete er in Krankheitsheilungen alles, von den Eingriffen der Kunst wenig, ja er klagte diese oft an, daß sie jene störe und beleidige. Da pflegte er denn oft in seiner scherzhaften Weise von diesem und jenem genesenen Kranken zu berichten, das sei bei der ärztlichen Behandlung so gekommen, nicht *puisque* sondern *quoique*. Im Jahre 1813 bot ihm der in Kurland herrschende Kriegstypus häufige Gelegenheit dar, seine theoretisch gewonnene Ansicht praktisch bestätigt zu sehen. Die Ausgedehntheit seines Wirkungskreises und die sporadische Lage der hiesigen Bauerwohnungen machten es ihm unmöglich, überall mit seiner ärztlichen Thätigkeit helfend bei der Hand zu sein. Ein großer Theil der Erkrankten genas ohne alle Arznei, und er beschränkte sein ihm obliegendes Berufshandeln zum Theil auf diätetische Regelung der Lebensordnung, worin er von dem damaligen Besitzer der Neuenburgschen Güter aufs menschenfreundlichste unterstützt wurde. In Hinsicht der sogenannten

Bauerpraxis hegte er überhaupt die Meinung, man müsse nur für gute Nahrung und warme Stuben sorgen, so würde das Uebrige sich schon von selbst ergeben. Dies Uebrige war ihm eben die Selbstheilung der Natur. Die Bestätigung derselben Ansicht fand er auch in dem Cholera-Sturm des Jahres 1831. Er erzählte oft, daß die ersten Cholerafranken, die unter seiner Behandlung genesen, solche waren, bei denen er gar keine Medikation in Anwendung gebracht hatte. Die diesjährige Epidemie mit ihrem wahrhaft dämonischen Auftreten ergriff ihn selbst in seinem innersten Wesen so gewaltig und feindlich, daß er leider! seine Beobachtungen für immer unterbrechen mußte. Er hätte sonst vielleicht, auf dem sichern Grundboden seiner erfahrungsgemäßen Ueberzeugung stehend, den Muth gehabt, seine Kranken nur durch Diät, aber ganz ohne alle Arznei zu behandeln. Von solchem Gesichtspunkte aus ließ er auch der Homöopathie Gerechtigkeit widerfahren. Von demselben Gesichtspunkte aus forderte und hoffte er auch, daß irgendwo einmal eine Heillehranstalt ins Leben treten werde, wo man die Kranken mit ihren Krankheiten und deren Genesungen nur beobachten werde, ohne sie kuriren zu wollen. Als er im Jahre 1831 nach Deutschland gereist war, suchte er in Berlin in irgend einem der Cholera-Krankenhäuser seine Idee zu realisiren. Aber wenn auch einer und der andere der dasigen Hospitalärzte ersten Ranges ihm theoretisch beipflichtete, so hatte doch keiner den Muth, der Schule und der Gewohnheit zum Troß, solchen Kampf mit dem wissenschaftlich herkömmlich Bestehenden zu wagen. Und Lichtenstein selbst fühlte es, daß zu diesem Wagestück der *Medikus ein Herz haben müsse wie ein Löwe*. Denn gewöhnlich schloß er die Diskussionen über diesen Gegenstand mit der Aeußerung: man kann es nur nicht so leicht über sein Gewissen bringen Arzt zu sein ohne Arzneien. Er hielt das Arzneigeben für eine Art Dogma, und dies Dogma war fast das einzige, von dem er sich nicht losmachen konnte, und dessen Fesseln er trug, wenn gleich mit einem gewissen innern Sträuben. In jeder andern Hinsicht war er ihm feind, weil es die freie Denkkraft lähmt, und ein bloß Geseztes dem Gesez substituirt, die Vorpiegelung des Verstandes der Forderung der Vernunft. Diese war ihm das Göttliche im Menschen, so wie er das Naturgesez als das Göttliche in der leblosen und belebten Natur betrachtete. Die Vernunft führte ihn zum Glauben, und er glaubte nur das Vernunftgemäße. Wie konnte es bei solcher Geistesrichtung anders sein, als daß er kein einziges Dogma in der Heilkunde gelten lassen wollte! Wie mußte er da mit widerstrebendem Unmuth die in Zahl und Dreistigkeit sich überstürzenden Dogmen der letzten Jahrzehnte belächeln und bespötteln! Diesem Gelüste konnte er denn auch nicht widerstehen,

und sein Witz spielte mit den stolz und feck einherschreitenden Systemen und Theorien der Neuzeit, wie Jean Paul mit den Thorheiten und Gebrechen der Menschen. Er konnte sich daher auch mit der neuen medicinischen Literatur nicht recht befreunden, die er für zu anmaßend, unreif und überhäuft hielt, als daß sie der Wissenschaft wahren Nutzen bringen dürfte. Ueberhaupt widerstrebte seiner innersten Natur das Treiben und Wesen der Medicin und der Mediciner, also auch das seinige, und in und mit seinem ärztlichen Wirken und Schaffen stellte er sich selbst am wenigsten zufrieden. Er hatte, wie man zu sagen pflegt, durchaus keinen Glauben an die Medicin, d. h. an das sogenannte Doktoriren, an die eigentliche Praxis der Aesculap-Zünger, besonders wenn er dabei zu Rathe saß und handthierte. Daher belächelte er auch immer spöttelnd die Redensart: da hat der Doktor einmal wieder eine große Kur gemacht. Solchen Ruhm ließ er fast nie gelten, war dagegen im Urtheil gegen sich sehr streng, ja oft selbst ungerecht, wenn ihm die Behandlung eines Kranken nicht gelang. Das waren vorzüglich die Momente, wo er seinem Beruf und Geschick grollte, und um alles in der Welt, wie er sagte, die Medicin hätte an den Nagel hängen mögen. Mit dieser Stimmung und diesen Ansichten kam er indessen doch gewissermaßen in Konflikt wenn er selbst erkrankte. Dann war er alsbald ein sorglicher und gläubiger Kranke, der mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit die Verordnungen des Arztes befolgte. Der Arzt an seinem eignen Krankenbette erschien auch ihm als der Helfer in der Noth, und er gedachte stets mit dankbarer Anerkenntniß seiner vor ihm dahin gegangenen Freunde Worms und Meerhold, die ihn im Jahre 1830 während einer lebensgefährlichen Krankheit ärztlich behandelten. Dies Vertrauen einerseits und jener Zweifel andererseits standen sich eben so in scheinbarem Widerspruche gegenüber, wie der hohe Grad seiner natürlichen Herzengüte und die satirische Schärfe seines ungekünstelten Witzes. In weiterer Folge betrachtet finden wir solche Doppelnatur bei ihm auch selbst im Reiche der Wahrheit, deren geweihter Priester er war innerhalb der Grenzen der Sittenlehre und der Naturbeobachtung, die er aber oft und unverhohlen verletzte, wenn sein reicher Humor ihn stachelte und reizte, für seine launigen Fiktionen einen historischen Boden zu gewinnen, auf dem seine Zuhörer festen Grund fassen konnten zum Anhaltspunkt des leichtern Verständnisses. Ein wahrer Priester der Wahrheit war er auf dem weiten, offenen Felde der Naturbeobachtung, wozu ihn scharfe Sinne, ein klarer Verstand und ein reines Gemüth ganz vorzüglich befähigten. In dieser Richtung war er ganz und gar und durch und durch der Mann der Wissenschaft. Als Naturforscher hätte er Großes geleistet, wäre er im praktischen Leben anders



gestellt gewesen. Die Naturkunde war dasjenige wissenschaftliche Element, das seinem Geiste die angemessenste und behaglichste Nahrung bot. An ihr labte er sich und erstarbte, wenn seine eigentlichen Berufsgeschäfte ihn ermüdet hatten, und als reiche Frucht dieser Erholung ärndtete das Kurländische Provinzialmuseum seine naturhistorischen Schätze. Man könnte sagen, die Naturforschung habe ihn zum Kurländer gemacht, und die Liebe zu seinem eigentlichen Vaterlande sei aufgegangen in der Liebe zu unsrer heimischen Natur, die er nach allen Richtungen hin mit regem Eifer und klarer Einsicht erforschte. Klare, möglichst vollständige Einsicht, das war es, wonach er unablässig strebte. Es gnügte ihm nicht die verschiedenen Naturkörper nach ihrer künstlich willkürlichen Benennung und Anordnung kennen zu lernen. Ein bloßes Namenverzeichnis betrachtete er als die Büchertitel, die der Buchbinder auf dem Rücken des Buches druckt. Die Kenntniß solcher Buchbindertitel giebt noch keine Bürgschaft für wahrhafte Kenntniß der Literatur. Daher war er auch eifernder Gegner der jetzt so beliebigen Richtung im Studium der Naturkunde, wobei man mit gelehrt sein sollender Systemsucht und pedantischer Kleinigkeitskrämerei die alten wohlbekanntten und wohlgeordneten Gattungen und Arten der Thier- und Pflanzenwelt in neue und neueste Gattungen und Arten zerreißt und zersplittert, und das Heil für die Naturforschung in diesen schematisirenden Künsteleien zu finden glaubt. Lichtenstein suchte überall dem Wesen der Dinge nachzuforschen, und das Wesen der Natur besteht in ihrem Leben und nicht in ihrer Form. Diese hat nur Werth als Ausdruck von jenem, und verliert ihren wahren Halt und Gehalt, wenn man in der Erkenntniß nicht jenes in genaue Relation damit setzt. Dem Leben der Pflanzen und Thiere und dem organischen Zusammenhange des Einzelnen mit dem Ganzen hatte er seine volle Aufmerksamkeit zugewandt, und dahin richtete er besonders seinen Beobachtungsblick. So sehen wir ihn in seinem Arbeitszimmer stets umgeben von lebendigen Thieren aller Art, Schlangen und Kröten, Raupen und Fledermäusen; auf seinem Schreibtisch neben dem Krankenjournal liegt das zuckende Herz eines secirten Frosches und die anatomisch präparirte Kehle einer Nachtigall, und in seinem Hofraum schießt ein majestätischer Adler gierige Blicke auf ein monströses Kalb mit sechs Füßen, und eine Gule hockt im Winkel des Stalles, und schießt nach den weißen Mäusen, die im gläsernen Käfig hin und her laufen. Bei all diesen Unthieren ging unser Lichtenstein in die Schule, und erreichte dabei diejenige Stufe naturwissenschaftlicher Bildung, die Koll. Rath Professor v. Paucker in der Beilage zur Mitauischen Zeitung Nr. 71 treffend und vollständig mit folgenden Worten bezeichnet: „Er besaß einen hellen und scharfen Einblick in das Leben der Gewächse und

„Thiere, er hatte ihr Wesen, ihre Gewohnheiten, ihre Lebensart zum Gegenstand seines unablässigen Nachdenkens gemacht, er hatte die geheimsten Tiefen dieses räthselhaften Seins belauscht.“ Und wie er dessen kundig geworden war, so verkündigte er es auch wieder in Schrift und Wort. Zwar war er eigentlich kein Schriftsteller von Profession, vielmehr eiferte er stets gegen das unberufene und nur zu oft unzeitige Schriftstellern. Aber das Wenige, was er geleistet und geliefert hat, bezeichnet und bewährt ihn ganz als Einen der Berufenen. In den Jahresverhandlungen dieser Gesellschaft und in der Zeitschrift „die Quatember“ theilte er etwas über die Grasraupe mit und eine Uebersicht der Vögel Kurlands, woran man die Tüchtigkeit des Verfassers wohl erkennen mag. \*) Häufiger offenbarte er diese Tüchtigkeit durch das öffentlich gesprochene Wort, an dem wir uns hier in diesen Räumen oft erfreut und wissenschaftlich erbaut haben. Als thätiges Mitglied dieser Gesellschaft für Literatur und Kunst hielt er im Laufe der Zeit unter andern auch folgende Vorträge gemeinnützigen und gemeinschaftlichen Inhalts:

- 1) Ob der Mann in geistiger Hinsicht höher stehe als das Weib.
- 2) Monographie einiger Thiere des Kaukasus.
- 3) Ueber einige vom hiesigen Lithographen Schabert gefertigte Lichtbilder und die Schwierigkeit, dem Schönheitsfuss genügende Bilder dieser Art darzustellen.
- 4) Auf welche Weise sind die Naturwissenschaften der weiblichen Jugend vorzutragen?
- 5) Ideen über das Wesen der Hypochondrie und der Hysterie.
- 6) Ueber Leichenhäuser überhaupt und über die Unentbehrlichkeit eines solchen für die Bewohner der Stadt Mitau.

In Bezug auf alle diese mündlichen Vorträge sagte der Vorredner des ersten Bandes der Sendungen der Gesellschaft für Literatur und Kunst, Koll. Rath Professor v. Paucker: „neben einer ausgebreiteten ärztlichen Praxis „gewann er dennoch auch Zeit, die Sitzungen durch eine Reihe von Vorträgen, „in denen er Wissenschaftlichkeit mit Popularität zu verbinden suchte, eben so „anziehend als belehrend zu machen.“

Ein ganz vorzüglich geeignetes Feld für seine Lehrthätigkeit wäre ihm der Lehrstuhl einer Schulanstalt gewesen, und dazu hatte ihn auch sein geistes-

\*) Jahresverhandlungen der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst. Bd. 2. S. 100. — Die Quatember, Zeitschrift für naturwissenschaftliche u. s. w. Gegenstände. Mitau 1829. Heft 3. S. 13—28 und Heft 4. S. 1—23.

verwandter Freund Groschke ausersehen. Groschke wollte ihm sein Amt als Professor der Naturgeschichte am hiesigen Gymnasium illustre als Erbe hinterlassen, das den Zöglingen der Anstalt wohl reiche Zinsen getragen hätte in Erweckung und Belebung des der Jugend so erspriesslichen Sinnes für Naturwissenschaft. Es konnte nicht fehlen, der selbstbegeisterte Priester im Tempel der Isis hätte die Jünger alsbald auch für seine Göttin begeistert, und wir würden vielleicht jetzt weniger Ursache haben die Klage zu wiederholen, die ich vor zwei Jahren hier zur Stelle unserm verewigten Freunde Recke nachrief mit den Worten:

Ein Kind, ein geistig Kind steht hier verwaist,  
 Das seinen Schöpfer durch sein Dasein preist,  
 Das nur in solcher treuen Vaterhand  
 Die Bürgschaft solcher treuen Pflege fand.  
 Ihm galt des Vaters Leben, Lust und Lieben.  
 O, wär' es doch noch länger so geblieben!

Was Groschke gewollt ging nicht in Erfüllung, und das Thor, durch das unser Lichtenstein einziehen sollte in den Lustgarten seiner eingeborenen Neigung, schloß sich auf immer für ihn. Ihm ward ein anderer Beruf, eine andere Stellung vom Schicksal angewiesen. „Er wirkte,“ wie es in jener rührenden Zeitungsanzeige heißt, „er wirkte mit Hingebung seiner besten Kräfte seit 33 Jahren in Ferne und Nähe als Arzt für Milderung menschlichen „Glends.“

Im Jahre 1825 wurde er bei der Kurländischen Medicinalbehörde als Accoucheur angestellt, und erfaßte die Bedeutung dieses Amtes, das er bis zum Jahre 1840 mit wahrer Liebe zur Sache verwaltete, in seinem besten Sinne, indem er fern von aller Bureaukratie den Geist der Humanität walten ließ im Bereich seines amtlichen Wirkens. Sein vorzügliches Augenmerk richtete er auf eine zeit- und zweckgemäße Ausbildung des hiesigen Hebammenwesens, und gründete die für jetzt höhern Orts aufgelöste Hebammenschule mit der dazu gehörigen Entbindungsanstalt. Hier bildete er sich selbst in dieser Richtung zu einem hohen Grade von Kunstfertigkeit aus, gegründet auf reiche Erfahrung und gereiftes Urtheil. In dieser Richtung genoß er auch ein allgemeines, unbeschränktes Vertrauen, und war stets seiner Berufsgenossen rathender und helfender Freund. Sein Verhältniß zu seinen Kollegen war überhaupt so freundlich und würdevoll, daß gerade auf diesem Felde, wo so leicht Mißverständnisse und Reibungen entstehen, für ihn nur der Delzweig des Friedens und das

Palmenblatt der Eintracht grünte. Das Wissen und Wirken seiner Kunstgenossen beurtheilte er den Laien gegenüber immer mit anspruchloser Milde, und trat mit bewußter Absicht gewiß keinem derselben störend in den Weg. Erkannte er nur irgend den guten Menschen im Arzte, so wußte er auch den guten Arzt im Menschen heraus zu finden. Daher fanden auch die sogenannten Routiniers, die schlichten, unwissenschaftlichen, bloßen Praktiker, deren es früher in Kurland so viele gab, in ihm einen entschuldigenden Fürsprecher. Demohngeachtet aber ließ er der Wissenschaftlichkeit volle Gerechtigkeit widerfahren, selbst wenn ihre Besitzer damit einen ihm weniger behaglichen Weg wandelten. Wie hoch achtete er seine Kunstgenossen aus früherer Zeit: Groschke, Schiemann, Ofel, Bidder und Koerber! Und doch behauptete und bewahrte er gegen jeden Einzelnen unter ihnen seine Individualität, aber ohne Stolz und ohne Groll. Und den Schwächern ließ er nie seine Schwäche fühlen, eben weil er es sich kaum erlaubte, ihn für schwächer zu halten als sich selbst. Traf er ja einmal mit den Lusthieben seines Molière'schen Muthwillens Einen oder den Andern seiner Kollegen, so war das nie böse gemeint, und mit der ihm geläufigen Redefigur der Hyperbel wegte er die Scharte aus indem er sie machte. Selbst wenn er sich anderweitig von einem Kunstgenossen gekränkt fühlte, trug er doch den Groll darüber nie hinein in den Lebenskreis am Krankenbette, wo er jenem als ärztlicher Kollege zur Seite stand, freundlich und würdevoll wie immer. Da schied er den Arzt vom Menschen ab zum Vortheil des ersten, wie in dem obigen Fall den Menschen vom Arzte aus Rücksicht für den Menschen. Seine Humanität verläugnete er auch in solchen Verhältnissen nicht. Diese Grundstimmung seines reinen Herzens ward in seinen letzten Lebensjahren nicht selten gestört und getrübt durch eine krankhafte Reizbarkeit des Gemüths, die er sich oft genug zum Vorwurf machte, die indeß außerhalb der Herrschaft des Willens in körperlichen Zuständen begründet war. Seit frühester Kindheit schon fühlte er in sich den Geist der Hypochondrie sein Wesen treiben, der dem Menschen mit hämischer Tücke sein Herzblut und Nervenmark vergiftet. Er kränkelte oft und viel, und sah sich dadurch nicht selten gelähmt und gehemmt in seinem werththätigen Streben. Dies Streben überschritt oft die Grenzen seiner Körperkräfte, und die Erlahmung der letztern wurde wieder neue Nahrung für die verzehrende Flamme der Hypochondrie. So zürnte und klagte er über die letzte Krankheit, die uns ihn so grausam geraubt, vorzüglich deswegen, weil sie ihn hinderte, mit seiner besten Kraft zu kämpfen gegen die blinde Wuth der begonnenen Cholera-Seuche. Er war in seinem innersten Wesen, körperlich und geistig, von dieser Geißel unsers Jahrhunderts getroffen.

Und er erlag. Aber sein Erliegen war das Aufrichten eines Gedächtnisses, das stets im Segen bleibt. Denn wer gelebt wie er, der lebt für alle Zeiten. Nennen wir nicht noch jetzt hier Namen von Männern, die vor langer Frist denselben Weg gewandert haben wie unser Lichtenstein, und deren Gedächtniß im Segen blieb? Ihn dürfen wir wohl gleichstellen dem vor vielen Jahrhunderten verstorbenen Hofrath Lieb. Es wäre ein Leichtes, zwischen Beiden eine Parallele zu ziehen, die auf den Wahlspruch hinaus führen würde, mit dem einst ein Dichter das Andenken des berühmten Wiener Arztes Stoll feierte:

Wünscht Aerzten seine Kunst  
Und Königen sein Herz.

Herz und Kopf waren bei Lichtenstein auf dem rechten Plage, keinen Fingerbreit abweichend von dem, was wahr ist und edel und schön. Ja, auch für das Schöne hatte er einen offenen, empfänglichen Sinn, und las und genoß seinen Herder und Schiller und Goethe mit wahrer Herzensandacht, wie er ähnliches in der Jugend erlebt zu haben sich erinnerte beim Lesen der Odyssee und der Horazischen Oden. Zuweilen begeisterte die Muse ihn selbst auch zu dichterischen Ergüssen seines reichen Gemüthes, als dessen Zeugniß seine Freunde manch theures Vermächtniß aufbewahren. Besonders war er glücklich in Erfindung sinniger Charaden, mit denen er die Namen jener Freunde feierte, wie Mirbach, Löwenstern, Königfels, Seyfing, Maczewski. Mit eben so sinnreichen und gehaltvollen Denksprüchen schmückte er die Stammbücher derer, die in die Ferne hinaus ein Andenken von ihm begehrt, und wenn irgend ein bedeutungsvolles Lebensereigniß die zarten Saiten seiner Gefühlswelt aufregend berührte, so hallte es oft wieder in Tönen der lyrischen Muse. So fand sich nach seinem Tode unter seinen Papieren manch liebliches Gedicht, in und mit dem er sein schweres Herz leicht gesungen hatte. Als Probe davon theile ich ein Paar Strophen mit, die er am Sterbetage der zweiten Gattin seines Freundes Worms, der schon früher die erste durch den Tod verloren hatte, niederschrieb. (Am Rande des Blattes findet sich die Anmerkung: Paßt sonderbarer Weise auch für meine Laura, wenn ich vor ihr sterbe.)

Nur die dunkle Nacht  
Zeigt der Sterne Pracht.  
So, wenn Trauer uns undunkelt,  
Zeigt der Wehmuth Lust,  
Daß in unsrer Brust  
Noch der Stern des Glaubens funkelt.

Was die Weisheit thut,  
 Was geschieht ist gut.  
 Nahm Er mehr dir als das Leben  
 Kann der Herr der Kraft,  
 Der die Welten schafft,  
 Dir doch Muth zum Dulden geben.

Tritt aus düstern Hauf'  
 In die Nacht hinaus.  
 Siehst du dort die Doppelsterne?  
 Die Ihr hier beweint  
 Lächeln dort vereint  
 Segen aus der hohen Ferne.

Der Sänger solchen Liedes ist dem Schönen nicht feind, und ihm ist das Schöne nicht fern. Und es ist wohl mehr als ein bloßes Spiel des Zufalls, wenn wir die Seelenverwandschaft zwischen Lichtenstein und Lieb auch in der ästhetischen Richtung der Geistesentwicklung geoffenbaret sehen. Denn auch diesen (Lieb) umwehte der Flügelschlag des Genius, wenn er, zwar nicht im metrischen Strome der Rede, wohl aber in harmonischen Akkorden der Tonwelt, seinen Altdienst verrichtete im Tempel seiner Muse. In der Geschichte Kurlands fand der herzogliche Leibarzt seinen Ehrenplatz, und das Gymnasium illustre bewahrt seine Marmorbüste mit der vom Senateur v. Seyking verfaßten Inschrift: *Aesculapio et Linneo nostro, Joann. Wilh. Fried. Lieb, salutifero rusticorum pauperumque amico, grata Curlandiae et Semigalliae nobilitas.* Diese sinnvolle Inschrift bezeichnet vollständig auch unsers Lichtensteins Leben und Wirken als Mensch, als Arzt und als Mann der Wissenschaft, und auch sein Gedächtniß lebet fort in den Worten: *Aesculapio et Linneo nostro, salutifero rusticorum pauperumque amico grata Curlandia;* denn die Trauer, die sein Tod am 10ten August dieses Jahres — 1848 — ber uns verhängte, verkläret sich im Strome der Zeit zur lohnenden Anerkennung für ihn und zur dankbaren Erinnerung an ihn. —



Der Druck wird unter den gewöhnlichen Bedingungen gestattet.

Riga, am 9. Februar 1849.

Dr. C. C. Napier, Genfer.